

Das Seelenleben des Kindes [Fortsetzung folgt]

Autor(en): **Frederiksen, K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **7 (1903-1904)**

Heft 1

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661176>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Des Bürgerzwistes Flammen, sie verlohten,
Die Eifersucht der Hadernden zerrann:
Das danken wir der Eintracht hehrem Boten,
Der auf das Heil der Heimat Aller sann.

Er kämpfte siegreich mit dem grimmen Hasse,
Und wie der Freiheit einst der Held der Schlacht,
So bahnte er der Liebe eine Gasse,
Nicht mit den Waffen, mit des Wortes Macht.

Zwei Firnen gleich, die hell durchs Dunkel glühen,
Erstrahlt der Beiden Glanz in alle Zeit,
Dass stets dem Lande Glück und Segen blühen,
Das ihrem Sinn sich opferfreudig weihet.

„Der Freiheit und der Liebe heil'ge Gassen,
Die wir geöffnet“ — mahnt ihr Geisterwort —
„O wollt sie nie mit Frevelmut verlassen:
Sonst zög' es bald euch ins Verderben fort.“

Als Prolog bei einem Schweizer-Familienabend der Section Dresden vorgetragen.

Das Seelenleben des Kindes.

Von R. Frederiksen.

Ungeborne Anlagen.

Die Sage berichtet, daß, als König Olaf, der Heilige, einst seine Mutter besuchte, dieselbe ihm seine drei kleinen Halbbrüder, Guttorm, Halvdan und Harald vorgeführt habe. Der König setzte ein sehr böses Gesicht auf und die beiden ältesten erschrafen; jedoch Harald, der nur drei Jahre alt war, blickte ihm frei in die Augen, und als der König ihn beim Laar ergriff und schüttelte, faßte jener ihn am Bart und zog kräftig daran. Der König meinte dann, er würde ein mutiger Mann werden. Am nächsten Tag spazierte Olaf mit seiner Mutter dahin, wo die Knaben spielten. Die ältern bauten Häuser und Schuppen Harald dagegen ließ Holzspäne auf dem Wasser schwimmen. Dieselben waren seine Kriegsschiffe. Der König fragte nun die Knaben, was sie am liebsten wünschten. Guttorm trug Verlangen nach großen Feldern und Halvdan nach einer Menge Röhre. Harald aber antwortete: „Ich wünsche mir so viele Riesen, daß sie in einer Mahlzeit alle Röhre Halvdans verspeisen könnten.“ Da lachte Olaf und sagte: „Der wird wohl einst König!“ Das geschah denn auch und als solcher erhielt er den Beinamen „Haarderaade“.

Diese kleine Erzählung — ob nun richtig oder nicht — beweist, da bereits unsere Altvordern die Wahrheit der Redensart erkannten, wonach das Kind der Vater des Mannes sei, und daß gewisse Eigentümlichkeiten der Erwachsenen bereits beim kleinen Kinde zu finden sind, wenn auch nur als Anlage und im Keim. Es blieb der Wissenschaft einer neueren Zeit vorbehalten, die Gründe für diese Wahrheit näher anzugeben und den Zusammenhang in der Entwicklung zu beweisen, die im Seelenleben so gut als in allem andern Lebendigen vorgeht. Es können Umbildungen stattfinden und es mag hier, wie auf andern Gebieten schwierig sein, diesen Zusammenhang zu sehen. In den kleinen plumpen, bleich-grünen Keimblättchen, an welche unser Fuß draußen unter den Buchen stößt, wird der mit dem Pflanzenleben Unbekannte nur schwer die Vorläufer des feinen

Laubes erkennen, das die Krone des Baumes zielt. Ebenso können sich geistige Anlagen beim Kind in einer andern Gestalt zeigen, als bei dem Erwachsenen, und nur derjenige, der Einsicht in das Wesen des Seelenlebens besitzt, wird den Zusammenhang verstehen und dasjenige in den Handlungen der Erwachsenen wiedererkennen, welches aus den Spielen des Kindes oder den Träumereien der Jugend seinen Kopf hervorgestreckt hat. Aber wir wissen es doch alle, daß auf einer Distel keine Rosen wachsen, und ebenso wenig wird sich die Natur selbst auf dem geistigen Gebiet verleugnen. Wer genau die Entwicklungsgeschichte eines Menschen verstehen will, kann sich nicht damit begnügen, an seine eigene Kindheit zurückzudenken; nein, bei seinen Eltern, Großeltern oder noch frühern Generationen sucht man jetzt die Lösung der Rätsel, die ein Menschenleben in sich bergen kann. Als ein Erbe von längst verstorbenen Menschen kann das Ziel unseres Kampfens bereits gegeben und die Grenzen für dasjenige, was wir erreichen können, abgesteckt sein. Ein Mensch kann große Gaben mit ins Leben gebracht haben; so existieren Familien, die während mehrerer Generationen musikalische Genies hervorbrachten. Die Begabung kann auch so einseitig werden, daß sie in ihren Gegensatz umschlägt. So zeigte ein kleines Mädchen aus musikalischer Familie sich in der Schule schlaff und unempfindlich für den Unterricht, bis ihr Lehrer den Ausweg fand, das Alphabet und die Tabellen für sie in Musik zu setzen. Oder es können gefährliche Leidenschaften und Neigungen in der menschlichen Natur liegen, die das Leben zum Kampf machen, bloß um sich über Wasser zu halten. Sprich nur mit dem Irrenarzt oder demjenigen, der den Alkoholisten kurieren soll. Er wird Dir erzählen, daß jede neue Generation an einer großen Last mitzutragen und einen härteren Kampf zu bestehen hat. In landläufigen Worten und Redensarten spricht man seit Olms Zeiten den Gedanken aus: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme“ u. s. w.; aber auch hier hat die Wissenschaft in unsern Tagen Licht und die tiefere Überzeugung gebracht, daß ein Gesetz der Natur herrscht, und dieselbe hier wie auf andern Punkten nur dadurch beherrscht werden kann, indem man ihr folgt und gehorcht.

Denn welche unheilvolle Macht auch das Vererbte auf einen Menschen ausüben kann, so ist es doch Aberglauben, dasselbe als etwas Feststehendes, Unbewegliches, das nicht beeinflusst werden kann, zu betrachten. Dieser Aberglaube begegnet uns nicht selten. So in der Schule, wo man ihn zuweilen sowohl bei den Eltern als den Kindern bekämpfen muß. Sehr naiv kann er sich bei den Lehrern aussprechen, z. B. wenn die Bestrebungen einer Lehrerin, das Kind zu beeinflussen, in folgender Weise unterbrochen werden: „Nein, ich kann nicht stricken lernen; das habe ich von meiner Mutter, sie hat es auch nicht gekonnt!“ Solch' kindliche Anhänger der Vererbungslehre vergessen fürs erste, daß, wenn ein Kind dem Vater und der Mutter nachschlägt, dasselbe, was die Anlagen anbetrifft, doch nie in jeder Hinsicht sein wird, wie das eine von diesen. Und fürs andere, daß ebensowohl, wie jede Menschenseele mit neuen Möglichkeiten in ihrer Natur ins Leben eintritt, sie in ihrer Umgebung auch andern Bedingungen für die Entwicklung begegnet, als es bei den Eltern der Fall war. Jede Anlage muß zu ihrer Entwicklung bestimmte Bedingungen beanspruchen. Hoch droben in der klaren Luft der Alpen gibt es keine Brustfranken, weil die Entwicklungsbedingungen fehlen und ebenso geht es mit den geistigen Anlagen. Daß die Umgebung auf den Geist des Kindes einwirkt, dies zu bemerken, hatten wir alle Gelegenheit. Sogar der Erwachsene wird sich gestehen, daß er gewiß nicht der sein würde, der er jetzt ist, wenn er unter andern Einflüssen aufgewachsen wäre. Und daß des Kindes Geist „zart wie Wachs ist“, das wird ja eben so wohl als die Erblichkeitslehre in manch' altem gutem Sprichwort ausgedrückt (z. B. „Was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten“). Wer mit kleinen Kindern zu tun hat, weiß auch, daß die Erwachsenen häufig einen fast unbegrenzten Einfluß auf die Kleinen haben. Will man erfahrenen Leuten glauben, so kann man sogar dadurch, daß man hinlängliche Bestimmtheit gegenüber einem kleinen Kinde zeigt, dieses dazu bringen, daß es freiwillig den Köffel

aus dem Mund nimmt, in der Meinung, es sei satt, lange bevor dieses wirklich der Fall ist. Ohne hier auf die Frage einzutreten, welche Rolle die Hypnotisierung bei der Erziehung zu spielen berufen sei, kann man auch daran erinnern, daß der Wille des Stärkern den des Schwächern unwiderstehlich leitet.

In diesem Zusammenhang ist es von Wert, zu bemerken, daß das Kind in dem Augenblick, da es zur Welt kommt, in seiner Entwicklung viel weiter zurück ist, als das Tier. Das letztere hat entweder gleich nach der Geburt oder in jedem Fall im Laufe kurzer Zeit die Sinne so weit entwickelt, daß es von selbst sein Futter finden und Gefahren, die ihm drohen, ausweichen kann; und der Instinkt treibt es mit einer Sicherheit vorwärts, wie sie nie von einem Menschen erreicht wird. Das Kind kann in seinen ersten Lebenstagen weder sehen, noch hören oder riechen, und nur schlecht fühlen, und es braucht Zeit, ehe es diese Dinge lernt. „Viele Tausende von sanften, liebevollen Worten flüstert die Mutter ihrem Kinde zu, die es nicht nur nicht versteht, sondern nicht einmal mit dem Gehörsinn auffaßt“, sagt ein bekannter deutscher Mann der Wissenschaft, Preyer, in einem Werk, das er „Die Seele des Kindes“ betitelt, und welches eine Menge Beobachtungen mitteilt, wie das Kind gleich von Geburt an sich Tag um Tag entwickelt.

Und was sieht wohl ein Kind? Nur einige wenige Farben unterscheidet es in den ersten Lebensjahren (zuerst gelb und rot, später grün und blau). Könnten wir bei uns selbst das Bild wieder hervorbringen, welches Dinge und Menschen im Geist des kleinen Kindes abspiegeln, so würde es natürlich vor der Naturauffassung zurückstehen, die Gjellerup in seiner Erzählung „Romulus“ einem Füllen andichtet, indem er es über die großen merkwürdigen bunten Blumen philosophieren läßt, die am Grabenrand in Gestalt dreier junger, hell geteilter Damen zum Vorschein kommen. Das kindliche Gehirn ist nicht einmal in seinen äußeren Umrissen fertig und kann es nicht sein, wenn seine Entwicklung eine normale werden soll (Kinder, die ohne die weichen Stellen auf der Hirnschale geboren werden, erreichen nie eine vollständige Entwicklung des Geistes). Allein das Kind kann *Erfahrungen machen*, gerade deshalb, weil es bei der Geburt unfertig ist und sein Organismus sich unter der Wechselwirkung mit der Umgebung entwickelt. Es kann *lernen*, wenn nicht unbegrenzt, so doch beständig mehr, während das Tier bald seinen Höhepunkt erreicht. „Keiner von uns“, ruft Rousseau aus, „hat den Abstand gemessen, der sich zwischen dem einen und andern Menschen findet. Wer ist eine so niedrige Seele, daß er nie von diesem Gedanken erwärmt worden wäre und nicht hie und da mit Stolz zu sich selbst gesagt hätte: „Wie viel habe ich doch nicht schon erreicht! Wie viel werde ich nicht noch erreichen können! Warum sollte dieser oder jener mehr erreichen als ich? Und der große französische Verfasser entwickelt dann, wie unglücklich das sein würde, wenn ein Mensch in die Welt gesetzt würde mit der ganzen Ausrüstung von entwickelten Organen, Kraft und Stärke. Wie dumm würde ein solcher Kindsmensch sein! Eine Maschine wäre er, eine fast unbewegliche Bildsäule ohne Spur von Vernunft. Er würde nichts sehen, nichts begreifen, nichts kennen, ja, nicht einmal die Augen dorthin zu wenden verstehen, wo er etwas lernen könnte. Für seine Augen gäbe es keine Farben, für seine Ohren keine Töne die Körper, die er berührte, würde er kaum bemerken; und in seiner beredten Weise malt Rousseau aus, wie übel ein solches Wesen in der Welt gestellt sein würde, wie sie jetzt ist; wie es mitten in einem Überfluß an Lebensmitteln vor Hunger sterben könnte, da es keinen Sinn dafür hätte, die Hand nach denselben auszustrecken und sein voll entwickelter Körper mit all seinen Organen des Triebes entbehren würde, welcher das Kind veranlaßt, sich zu rühren, nämlich des Drangs nach unwillkürlicher Bewegung, der Unruhe, wie sie das Wachstum und die Entwicklung des Körpers begleitet. Des Kindes Schwachheit und Abhängigkeit ist es gerade, die dasselbe mit Menschen und Dingen seiner Umgebung in ein solches Verhältnis bringt, daß es von ihnen lernen und sich in Übereinstimmung mit der Welt entwickeln kann, in der es lebt.



Der Dorn. Nach einem Gemälde von Preston Macgoun.

Da wir also in Bezug auf das Seelenleben die Wichtigkeit zweier Faktoren: der Erbllichkeit und der Anpassung an die äußeren Verhältnisse zugeben müssen, so fragt es sich nun, ob denn diese beiden Gesetze einander nicht widersprechen, und ob man von einem Menschen sagen kann, er habe sein geistiges Eigentum von den Eltern ererbt und doch zugleich durch die Wechselwirkung mit der Umwelt und durch die Erziehung entwickelt?

Um nicht zu tief auf wissenschaftliche Untersuchungen einzutreten, können wir uns vielleicht damit begnügen, zuzugeben, daß wirklich ein solcher Widerspruch sich findet und die Natur zeitweise über die Erziehung die Oberhand gewinnen kann, indem aus dem Grund der Seele etwas hervorbricht, das selbst den vorsichtigsten Erzieher überraschen kann. Allein, man muß seinen Feind kennen, um ihn zu bekämpfen — obgleich man besser die Natur des Kindes nicht wie einen Feind betrachten soll, da sie dies nur teilweise sein kann. Das Glück des Erziehers beruht ja sicher nur darin, daß er dazu kommen kann, mit dem Besten, das im Kind wohnt, zusammen zu arbeiten und es ist darum gleich wichtig für ihn, die angeborene Natur desselben zu kennen, zugleich aber auch die Möglichkeiten, diese zu beeinflussen, wie er sie in den umgebenden Verhältnissen finden kann.

Hinsichtlich der ersteren, der vererbten Anlagen, haben wir in den Eltern offenbar die besten Voraussetzungen, um zu verstehen, was sich, obschon noch dunkel, bei dem Kinde rührt, weil sich die entsprechenden Erscheinungen bei ihnen selber oder bei den Menschen zeigen, die ihnen am nächsten stehen. Es ist hier von der Hand der Natur ein Wink gegeben, den kein Gesellschaftsreformer, der an der Dispensierung der Eltern von der Erziehung der Kinder arbeitet, umgehen kann. Aber dann kann wieder eine einseitige Familienerziehung angeborene Naturanlagen schlimm in die Höhe schrauben. Verschiedene adelige und fürstliche Familiengeschichten zeigen uns Beispiele hievon. Auch in Bauerngeschlechtern kann man zuweilen sehen, wie stark ausgeprägte Eigentümlichkeiten durch Beispiel, Erziehung und ein eingeschlossenes Leben eine unheilvolle Höhe erreichen. Und wenn es dann auf der andern Seite vorkommt, daß das Verständnis zwischen Eltern und Kindern fehlt, wird das Verhältnis noch schwieriger werden als zwischen Fernerstehenden. Björnson hat ein solches Verhältnis in „Das Fischermädchen“ dargestellt. Peter Olsen ist zugleich Krämer und Musiker. Sein Sohn, Peter Olsen hat die Handelschlaueit, der Enkel Pedro, dagegen die musikalische Begabung, geerbt. Aber zu Hause versteht Niemand den etwas fränklichen Jungen; es wird ihm verboten zu spielen, er taugt nicht in die Butike und wird — da auch sein Liebesverhältnis in Stücke geht — ein armer Teufel, nur Gegenstand des Mitleids und des Spottes. Pedro Olsens Tochter, Pedra, das Fischermädchen, findet zu Hause ebenfalls keine Stütze, wird aber von einem Fremden, Hans Odegaard, in die Hand genommen, der mit seinem Verständnis ihrer Natur und der Gegenwart in der sie wirken soll, ihren natürlichen Anlagen eine sorgfältige Ausbildung zu Teil werden läßt und sie dadurch von einem ähnlichen Schicksal, wie dasjenige des Vaters ist, erlöst.

Zur Seite der Eltern befindet sich der Platz für den Lehrer, den Erzieher von Fach. Besitzt er auch nicht das Gleiche unmittelbare Verständnis für die Natur des einzelnen Kindes wie sie, so weiß er doch zum Voraus besseren Bescheid mit dem Seelenleben im allgemeinen, weil er Gelegenheit hatte, eine größere Anzahl verschiedener Kinder zu beobachten und reichere Erfahrungen hinsichtlich der rechten Erziehungsmittel zu machen. Außerdem hat er gewöhnlich einen umfassenderen Blick für die Gesellschaftsverhältnisse und ihre Ansprüche an den Einzelnen, als die Eltern. Diese denken gern — wenn man von den keineswegs seltenen Fällen absteht, wo sie sich nicht davor scheuen, ihre Kinder zum eigenen Vorteil auszubeuten — meist daran, wie sie denselben das Leben leicht und glücklich machen und sie zugleich in der Welt vorwärts bringen könnten. Sie selbst erblicken in ihrem Kinde ein Wunder und meinen, es müsse ihre eigenen unerfüllten Träume

von Lebensgenuß und Arbeit verwirklichen. Nicht selten verziehen sie es und lehren dasselbe übertriebene Forderungen ans Leben stellen und machen es damit erst recht unglücklich. Deshalb ist das Schulleben, wo der Einzelne genötigt ist, sich zwischen der Menge unterzuordnen, eine Vorbereitung zum Gesellschaftsleben, und der Lehrer repräsentiert gegenüber den Eltern die Gesellschaft mit deren Ansprüchen bezüglich dessen, daß sich der Einzelne nicht bloß selbst bis aufs höchst Mögliche entwickle, sondern, daß er auch Fähigkeit und Willen besitze, an der großen, allgemeinen Kulturentwicklung mitzuarbeiten.

Lange bevor der Einzelne sich bewußt wird, daß er sowohl gegen sich selbst, als gegenüber der Gesellschaft verantwortlich, ist seine Geistesentwicklung und sein Charakter bereits zum großen Teil bestimmt, teils durch Erbe, teils durch Erziehung. „Das Gehirn kommt mit einer ganzen Menge Stempel zur Welt; einige von diesen sind ganz undeutlich, andere aber scharf und klar.“ Es ist Aufgabe der Erzieher, Eltern und Lehrer, diese Schrift erst zu deuten, dann gewisse Eindrücke zu verstärken und zu vermehren, andere dagegen zu verwischen oder zu überdecken. Im Nachstehenden soll der Versuch gemacht werden, einige der wichtigsten Seiten des kindlichen Seelenlebens hervorzuheben mit besonderem Hinblick auf die praktische Frage: Wie kann die Erziehung die vererbten Naturanlagen beeinflussen und sich denselben anpassen?

Äußerungen des Seelenlebens beim Kinde.

Einen Menschen zu beobachten, ist nicht jedermanns Sache, und nicht jeder Mensch ist für die Beobachtung gleich leicht zugänglich. Der Geist eines erwachsenen Menschen ist aus vielen Lagen zusammengesetzt, von denen sich häufig die eine über die andere geschoben hat und wodurch der Einblick ins Innere aufgehoben ist, gerade so, wie wenn Moos über die Öffnung eines Teiches hinüberwächst und so als Decke alles, was darunter liegt, verbirgt. Man begreift darum auch das Entzücken, womit der griechische Jüngling, Alcibiades, bei Platon einen Augenblick seines Lebens erwähnt, wo er auf den Grund einer Seele hinabgesehen zu haben glaubte und die außerordentliche Wirkung schildert, die dieses Schauspiel auf ihn ausübte. Er redete von Sokrates: „Wenn dieser Mann im Ernst spricht“, so sagte er, „und sein Inneres öffnet — ob jemand die Götterbilder, welche darinnen sind, gesehen hat, weiß ich nicht, aber ich habe sie einmal gesehen und sie erschienen mir so göttlich, golden, so vollkommen schön und wundervoll, daß man ohne weiteres alles tun müßte, was Sokrates verlangen wollte.“ So direkt dem Innersten und Ursprünglichsten bei einem andern Menschen gegenüberstehen, ist gewiß etwas, das selten vorkommt, selbst zwischen Freunden.

Mit Kindern verhält es sich indessen anders. Bei ihnen folgt die Handlung schnell dem Gedanken. Gefühl und Trieb äußern sich unmittelbar, sie vermögen sich nicht zu verstellen oder das, was in ihnen vorgeht, zu verbergen. Wer — wie die Eltern — im Stande ist, das Kind von den ersten Lebenstagen an zu beobachten, wird sogar Zeuge sein können, wie das Bewußtsein selbst nach und nach bei demselben erwacht. In diesem Punkt liegt die Schwierigkeit nicht darin, daß das Kind etwas von seinem inneren Leben verbirgt, — da ist ja nicht viel zu verbergen — sondern in dem Umstande, daß es dem Erwachsenen nicht leicht ist, die bei dem Kind bemerkten Äußerungen von Seelenleben in seine eigene Sprache zu übersetzen, weil sie nur in geringem Grad dem entsprechen, was bei ihm selbst vorgeht.

Die ersten Zeichen von Bewußtsein bestehen darin, daß das Kind die ersten ihm durch die Sinne zugekommenen Eindrücke zu beantworten sucht. Im ersten Anfang sind dessen Bewegungen unwillkürlich und absichtslos, sie sind nur Ausdrücke einer inneren Unruhe und stehen in keinem Verhältnis zur Umgebung. Dies sieht man an ihrem krampfhaften und unharmonischen Charakter; die Augen folgen sich nicht; ihr Besitzer versteht es nicht, sie so zu richten, daß er einen Gegenstand fest ins Auge fassen kann; alle Bewegungen mit Armen und Beinen, mit Fingern und Zehen sind unregelmäßig und ohne

Symmetrie. Aber wenn das Kind erst nach der Brust oder der Milchflasche greifen lernt, wenn es zu „merken“ beginnt, wenn es mit Lauten auf das antwortet, was man zu ihm sagt, oder dabei lächelt und andere Bewegungen macht, da sieht man, daß es fähig ist, auf die Absichten anderer einzugehen und zwar in einer Weise, wie sie nur bewußten Wesen möglich ist. Ein gelehrter Mann sprach seine Enttäuschung über sein zwei Monate altes Kind aus. „Es ist ein vollständiges Tierchen; heißhungrig bis zum äußersten, nur im Schlaf und an der Brust findet es Ruhe. — Ich kann es nur mit einer Larve vergleichen, die ohne Unterlaß frißt.“ Das ist buchstäbliche Wahrheit; aber doch kann man bei diesem Tierchen durch all' seine Sinnlichkeit hindurch bereits den Menschen erblicken, mit seinen Anlagen zum Denken, Fühlen und Wollen, ja, man kann sogar den geistigen Organismus bis zu einem gewissen Grad auf die gleiche Weise arbeiten sehen, wie bei dem Erwachsenen.

Der Gedanke arbeitet durch eine beständige Vergleichung der Eindrücke, die durch die Sinne als Vorstellungen in die Seele aufgenommen werden. Damit folgt eine ebensofortige Arbeit, um die ungleichen Vorstellungen zu trennen und diejenigen zu verbinden, die zusammengehören. Aber die Sinne selbst müssen eine ähnliche Erziehung durchmachen, bevor sie vollständige Dienste tun können. So macht das Kind im Anfang keinen Unterschied zwischen Geruch und Geschmack. Es kennt die Muttermilch aus Gewohnheit am Geruch, und es können oft 19 Monate verstreichen, bevor es begreift, daß es die Blumen nicht in den Mund stecken soll, wenn es daran riechen will. Ein kleines Mädchen, zirka zwei Monate alt, wurde für einen Augenblick seinem Onkel in die Hände gegeben. Er, der eine Rose im Knopfloch trug, verwunderte sich deshalb sehr, als die Kleine den Kopf in seine Weste steckte, als wollte sie nach der Brust suchen; nun erklärte die Amme, daß sie gewöhnlich ein Beilichenbouquet unter ihrem Leinen verborgen trage. Nach und nach lernt das Kind zwischen solchen Sinnesindrücken unterscheiden, die nicht zusammengehören. Daneben muß es jedoch auch lernen, andere zu einer Gesamtauffassung der Gegenstände zu verbinden. Wenn das kleine Kind voll Begierde die Hand nach der Milchflasche ausstreckt, da wird es von dem Eindruck getrieben, den der Geschmacks-, Gesichts- und Gefühlssinn bei ihm hinterlassen. Nur langsam lernt es seine Eindrücke in Worten wiedergeben, was man am besten aus seinen vielen Irrtümern bemerkt. Den Wasserstrahl im Badzuber will es ebenso wie den Rauch aus des Vaters Pfeife auffangen, und wie oft muß es die Finger verbrennen, bevor es lernt, dieselben vom Licht fernzuhalten Unablässig bilden sich im Kopf des Kindes Vorstellungsverbindungen, die sich wieder auflösen, wenn es von der Erfahrung belehrt wird. Indem es zu sprechen beginnt, kann es z. B. vorkommen, daß es für Hut und Hemd ein und dasselbe Wort gebraucht, weil man ihm gewöhnlich das letztere über den Kopf zu ziehen pflegt. Als die Römer zum erstenmal die Elephanten im Heer ihrer Feinde sahen, nannten sie dieselben große Ochsen, erst später lernten sie den Unterschied kennen. Auf gleiche Weise bilden Kinder ihre Allgemeinbegriffe. Ein kleines Mädchen hatte die Gewohnheit, alle vierfüßigen Tiere: „Wau“, die Vögel dagegen „Piep“ zu nennen; als es zum erstenmal einen Fisch im Wasser in Bewegung sah, bedachte es sich, zauderte einige Zeit, kam aber endlich zu dem Schluß, daß es ein „Piep“ sein müsse. Der natürliche Drang des Kindes, Ursache und Wirkung zu verbinden, führt es oft irre. Ein einjähriger Knabe fand einen Lumpen am Boden; gleich bindet er sich denselben um den Hals und jubelt dabei, in dem Glauben, daß sein täglicher Spaziergang nicht der Grund dazu, sondern eine Folge davon ist, daß man ihm Kleider anzieht. Auch die Zeitfolge lernt das Kind erst langsam kennen. Es veranschaulicht alles in seiner Erinnerung und macht keinen Unterschied zwischen Vergangenem und Zukünftigem. Es kommt dadurch unfreiwillig zum Lügen. Ein Knabe von fast drei Jahren ist im Begriff, seinen Ball zum Fenster hinaus zu verlieren, erwischt ihn aber noch schnell im Falle und setzt sein Spiel fort. Als er an einem der nächsten Tage denselben

vermißt, nimmt er seinen Vater an der Hand, führt ihn zum Fenster und erzählt ihm klagend, wie er sein liebes Spielzeug verloren habe. Auch die Zukunft spiegelt sich im Bewußtsein des Kindes mit der Kraft der Wirklichkeit ab. Ein anderes Kind von ungefähr dem gleichen Alter, erwartet eines Tages mit Ungeduld seine Großmutter, die in die Stadt gegangen ist und ihm etwas Gutes heimzubringen versprach. Als es die Wartezeit nicht länger aushalten kann, stellt es sich ans Fenster und erzählt nun und Anwesenden ausführlich, wie die Großmutter drunten auf der Straße herankomme, was sie in der Hand habe u. s. w. Alles natürlich nur ein Spiel der kindlichen Phantasie, an das es jedoch selber glaubt. Diese Fähigkeit der Vorstellung zeigt sich auch in des Kindes Vorliebe für bildliche Ausdrücke, die seinem Mangel an Fähigkeit, von den wirklichen Gegenständen abzusehen, zur Seite gehen. Ein zweijähriges Kind sieht in dem gezeichneten Kreisrund nicht etwa bloß einen Zirkel, sondern eher „einen Teller“. Dreieck und Viereck werden vielleicht in seiner Sprache zu einem „Dach“, einem „Fenster“, nicht unähnlich der Manier des Dichters, die Gegenstände zu bezeichnen. „Abstrakt zu denken“, sagt Hauch von Dehlenschläger, „war seiner Natur entgegen; er dachte beständig in der Form der Dichtung und jeder Gedanke wurde unter seinen Händen zu einem anschaulichen Bild.“ So auch, wenn Drachmann in seinem Roman „Verschrieben“ sagt: „Die Giebel verdreieckigten sich gegen den Himmel.“ Wenn eine Wortverbindung sehr oft angewendet worden ist, verliert sie die Fähigkeit, ein Bild hervorzurufen, der Dichter vertauscht sie dann mit einer neuen; „schneeweiß“ ist eine verbrauchte Verbindung, die nur wenig Wirkung übt; „schaumweiß“ dagegen wirkt sogleich weckender (Gjellerup). Das Kind kann zuweilen treffende Wortverbindungen bilden, gerade deshalb, weil ihm alles neu ist. Ein kleiner Junge, der das Wort Gaumen nicht kannte, behalf sich statt dessen mit einem Gleichnis: „Mein Zahnhimmel tut mir weh!“ klagte er. (Fortf. folgt.)

Morgen und Abend.

Von Anna Fischer, Bern.

Es ist ein andres Leuchten,
Womit der Morgen grüßt
Als jenes, das der Abend
Auf Strom und Feld ergießt; —
Und stund er noch so goldig
Auf Wolken rot und licht, —
Der Wehmut Schatten trüben
Ihm doch das Angesicht.

Es ist ein andres Singen,
Das von den Bäumen schallt,
Wenn früh der Tag, der junge,
Tritt aus dem dunklen Wald; —
Zieht auch am Abend wieder
Ein Lied die Welt entlang,
Es klingt doch allerwege
Vom Sonnenuntergang! —

Der Morgen jauchzt: „Ich werde!“ —

Der Abend seufzt: „Ich war!“ —

„Grüß Gott, mein Tal, du schönes!“ —

„Leb wohl auf immerdar!“ —

„Ich bring des Lichtes Kronen . . .“

„Mir folgt die dunkle Nacht.“ —

Bedenk es, junge Seele,

So lang dein Frührot lacht! —

